

Heimat und Ferne

Dienstag, 21. Juni 1932

Nummer 23

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Die Ansiedlung der Salzburger vor zweihundert Jahren

(21. Juni 1732.)

Von Dr. Hans Lippold-Königsberg.

In den Jahren, als der erste Preußenkönig starb, sah es in der Welt aus, als ob die Welt im allgemeinen in den besten Tagen ihrer Geschichte stehe. Noch hatten die Familien und Sippen, die der Einfall der Tataren und die Sense der großen Pest, aber auch die Folgen von Kriegszügen gerissen hatten, 84 000 Einwohner hatte damals Ostpreußen verloren, die der Pest des Friedhofs deckte oder die in Sklaverei geführt worden waren. Die Pflugschar kostete, und das Feld überzog sich mit Unkraut.

Da sollte weit ab von den Flüssen und Weiden des Ostlandes ein Ereignis eintreten, das in seinen Auswirkungen dem entvölkerten Lande zum Segen gereichte.

Dreihundert Jahre haben die evangelische Gesinnung unter den Bewohnern des Salzburger Landes, die meist in den stillen Tälern wohnten, um Glaubensfreiheit gekämpft. Nur zeitweilig ruhte der Kampf während der kurzen Perioden, in denen milde gesinnte Erzbischöfe regierten. Aber mit der Gegenreformation begann wieder eine Zeit des Leidens, und schon 1685 wanderten tausend Evangelische aus dem Salzburger Land unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe und ihrer sechshundert Kinder nach der Pfalz und den deutschen Reichsstädten aus. Von 1709 bis 1727 hatten die Evangelischen eine glückliche Zeit unter der Regierung zweier ihnen freundlich gesinnter Erzbischöfe. Angestrichen konnten sie ihre Versammlungen abhalten und ihre Bibeln lesen. Es war die Ruhe vor dem Sturm. Bald sollte die Verfolgungswut schrecklicher als je im Lande wüten: Leopold Anton Freiherr von Firmian war Erzbischof geworden, der sofort die Versammlungen und das Bibellesen verbot. Er ließ strenge Hausdurchsuchungen vornehmen und bestrafte die Uebertreter seiner Verbote mit schweren Geldbußen und Kerkerhaft. Aber die Mehrzahl wollte trotz dem ihrem Glauben nicht abswenden. Die Sendeschreiben schon früher Ausgewanderten wurden eifriger denn je gelesen, das Nachts kam man in versteckten Schluchten zusammen und besprach, was zu tun sei. Abordnungen wurden nach Regensburg geschickt, die sich beim Reichstag Gehör verschafften sollten. Aber die Zurückbleibenden ließen Firmian einfordern und erbot Truppen, um die Unbotmäßigen zu meistern. Nun fuhren die Evangelischen den Entschluß, sich offen als Protestanten zu bekennen, 30 000 trugen sich in Eisen ein und übermittelten diese dem Reichstag und dem Erzbischof. Das Corpus Evangelicorum in Regensburg trat nun an Firmian heran mit der Aufforderung, den evangelischen Untertanen Religionsfreiheit zu gewähren. Aber auch dieser Schritt sowie Einsprüche des Preußenkönigs und anderer deutscher Fürsten blieben erfolglos.

Da kamen in der höchsten Verzweiflung dreihundert Gewählte der protestantischen Gemeinden auf nächstem Feld bei Schwarzach zusammen. Einen Behälter mit Salz stellten sie in ihre Mitte und aßen unter Gebeten von diesem Salz und schürten angezündeten aller Drangsal, für ihren Glauben zu leben und zu sterben. Und jener Schwur im August des Jahres 1731 verdient es, in Preußens Geschichte vermerkt zu werden. Denn von ihm läßt sich der Beginn einer legendenreichen und wertvollen Befreiung ostmärkischer Kultur, Volkstümlichkeit und Landwirtschaft herleiten.

Der Salzbund wurde von der Landesherrschaft aufgedeckt. Und wieder wie schon früher kam es zu Grausamkeiten, bis Firmian die endlose Kette seiner Unterdrückungspolitik damit abschloß, daß er Ausgang Oktober 1731 ein förmliches Ausweisungsgesetz erließ — eine Tat, die weder Papst noch Kaiser gutgeheißen haben! Erbarmungslos trieb man die Menschen ohne Rücksicht auf Alter, Krankheit und Geschlecht wie das Vieh davon, verwehrte ihnen den Abschied von den Eltern, von Haus und Hof, unterwarf sie einer Befreiungstortur in Salzburg, drohte ihnen einzeln in blutbesudelter Kammer die Hinrichtung an — und entließ die Standhaften, die nun in Heresbergen nordwärts über das winterriche Gebirge zogen, Karawanen des Elends, die an ihrem Wege die Zusammenbrechenden ihr letztes Gebet sprechen hörten und über deren Köpfen die betäubende Melodie des alten Eulantenliedes wehte, das da beginnt: „I bin ein armer Eulant, a so thu i mi schreibe, ma thutet mi aus dem Vaterland um Gottes Wort vertriebt.“

Gegen 30 000 Salzburger zogen außer Landes, überall in der Fremde von Menschen aller Konfessionen mit christlicher Liebe empfangen und betreut. Goethe hat ja in „Hermann und Dorothea“ eine wahre Begebenheit gestaltet, die sich nach dem Chronisten damals im Dettinger Gebiet zutrug: die zarte Werbung eines deutschen Jünglings um ein züchtiges Auswanderermädchen. Und diese Dichtung spiegelt die starke Anteilnahme an dem Geschick der Vertriebenen wieder, eine Anteilnahme, die in Preußen ihren Höhepunkt erreichen sollte.

Raum war nämlich die erste Nachricht von der Ausweisung nach Berlin gelangt, als der zweite Preußenkönig Friedrich Wilhelm der I. am 2. Februar 1732 jenes bedeutsame Patent erließ, wonach er „aus christlich-königlichem Erbarmen und herkömmlichen Willen diese vertriebenen Glaubensgenossen“ in seine Staaten aufnehmen wollte. Und zwar wollte er sie dorthin lenken, wo ein Land nach Menschen schrie. Das war Ostpreußen.

Wenn nun auch die eine oder andere Familie sich unterwegs in deutschen Ländern festsetzte, wenn auch ein Teil nach Holland, Schweden und Amerika sich wandte, die meisten folgten doch dem Rufe in das Ostland. Hinter ihnen lag Salzburg, das ein Sechsteil seiner Bewohner verloren hatte, hinter ihnen blieben die Goldbergwerke, die auswandernde Knappen vermauert hatten, so daß man bis heute die Goldbergwerke wieder wiederzufinden hat, hinter ihnen verankert Not und Elend.

Preussische Kommissare lenkten die Flüge nach der preussischen Hauptstadt, und am 29. April 1732 konnte der König den ersten Zug seiner neuen Landesländer in Potsdam begrüßen. „Ihr sollt es gut haben, Kinder“, so begrüßte er sie und stimmte mit ihnen gemeinsam ein geistliches Lied an. Immer mehr Eulanten sammelten sich in Berlin, viel mehr als man angenommen hatte, aber der König nahm sie alle wie ein Geschenk des Himmels auf: „Was tut Gott dem Brandenburgerischen Hause für Gnade!“

Dann setzten sich von Mai ab die Flüge ostwärts in Bewegung, der neuen Heimat zu. 10 000 Menschen wandten sich nach Stettin, von wo aus sie in 19 Gruppen auf 66 Schiffen nach Königsberg gebracht wurden, die übrigen, die Vieh und Pferde, Wagen und Garsaat hatten retten können, gingen in elf von Dragonern geführten Zügen zu Fuß der Weichsel entgegen. Diese Wanderung eines Volkes gleich einer großen Wallfahrt, denn überall erlangten in den Dörfern und Städten die Gloden, ließen die Menschen zusammen und überschütteten die Salzburger mit Wohlthaten. Am 21. Juni 1732 trafen die ersten Flüge im Mittelpunkt des Gebietes ein, das für ihre Ansiedlung vorgesehen war, in der ostpreussischen Stadt Sambinen, wo noch heute eine Gedenktafel von der Liebe der Preussen zu jenem König Kunde gibt, dem schon die Zeitgenossen den „Vater Ostpreußens“ nannten.

Und nun begannen die neuen Völkchen des östlichen Preußens, das ihnen Kirchen und Hospitäler, Schulen, Häuser und Höfe baute, das ihnen Prediger und Lehrer sandte, eine neue Zeit des Segens für ein verarmtes Land herauszuföhren. 332 neue Ansiedlungen entstanden mit der Zeit. Wo

nach verödete Dörfer und Städte waren, ging wieder der Pflug und klapperte wieder das Rad der Mühle. Es wurde den Einwanderern nicht leicht. Ihre Verge hatten sie verlassen, auf einer Fläche, die sich horizontal dehnte, mußten sie erst langsam heimisch werden. Aber mit Fleiß und Sparsamkeit, mühsam und rechtlich im Denken machten sie sich an das große Werk einer Kolonisation, die tausendfältige Früchte getragen hat. Denn heute leben in diesem Grenzgebiet, als Markomannen jener armen Eulanten, 300 000 Menschen, die ihre alten Sitten und Wandern vermissen haben und in einem Stamm aufgegangen sind, der sich wie ein Wall im Osten des Reiches entlang zieht.

Marben, die Schlegel und Eisen schlugen

Die Spuren des Bergwerks in der Landschaft. — Wanderrinnen folgen dem Braunkohlentagebau. — Ruinen moderner Technik sind nicht mehr zu sehen.

Von Hans Brunotte.

Das Eisenbahnunglück bei Hamm, das Mitte Juni stattfand und auf die vom Bergbau hervorgerufenen Erdbeben zurückgeführt wird, hat aufs neue den Blick der Allgemeinheit auf die Veränderungen gerichtet, welche die Industrie im Antlitz unseres Planeten herbeiführt.

Der Fröner, der sucht in der Erde Schatz, da meint er den Schatz zu erheben, also singt der Bergmeister in „Wallenstein's Lager“ und wirft dabei einen leicht geringschätzigen Blick auf den Kärner, der im Schmelze seines Angehts den Boden nach schwarzen und anderen Diamanten durchwühlt. Und auch heute, da sich der Fortschritt der Technik nicht als ein unbedingter Segen erweist, da die Gärten sich teils mit reißigen, nur schwer verlässlichen Borraden bedecken, teils als verödete Trümmerfelder dem Auge darbieten, zeigt man sich ebenfalls durchaus nicht immer geneigt, die von der Gade des Bergmanns im Landschaftsbild hinterlassenen Spuren mit Wärme zu betrachten. Die Wanderer, Naturschwärmer und Schöngesichter sind es nicht allein, die an den verlassenen Trümmerstätten des Bergbaues Aergernis nehmen. Vielmehr hat man in der neuesten Zeit sich veranlaßt gesehen, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die Veränderungen näher zu untersuchen, die der Bergbau in der Landschaft hervorruft. Besonders ist es — wie Dr. J. S. Schulze im „Geogr.

Anzeiger“ ausführt — der Braunkohlentagebau, der weite Strichen in Ostland verwandelt. Die Auffüllung verlassener Gruben unterbleibt oft, weil sie Geld kostet. Bisweilen fehlt es auch an Material, das zur völligen Eindeutung erforderlich ist. Und selbst wenn die verlassenen Gruben zugesiegt und aufgeföhrt werden, bleiben die Schutthalben und Stieghäben übrig. Auf alle Fälle ist die Bodentruhe verwandelt. Sie auf neue zu erzeugen, bietet erhebliche Schwierigkeiten. Vielfach entstehen Bodenloderungen, wie z. B. im mitteldeutschen und niederhessischen Braunkohlentagebau. Dann greift der Wind hinein und bringt Dünen hervor, die sich nicht selten auf die Wälderschaft begeben.

Weniger ins Auge fallend — was die städtebauliche Wirkung anbetrifft — ist der Einfluß der Schachtanlage auf die Landschaft. Aber die Spuren, die diese Art des Bergbaubetriebes hinterläßt, sind dafür um so dauerhafter. Der Einsturz alter Stollen und sonstiger durch die Schachtanlage hervorgerufener Hohlräume führt zu Senkungen der Oberfläche und zur Veränderung der Wasserhältnisse auch in weitem Umkreise. In guten und in bösem Sinne. Es kommt zur Bildung von abflußlosen Wannen. Während sich auf der einen Seite Ackerfelder in Sümpfe verwandeln, werden auf der anderen Seite überflutete Wiesen zu Ackerland. In besonders großem Umfange treten alle diese Erscheinungen auf den Trümmerfeldern der verlassenen Kalibergwerke zu Tage. Hier kommt es zu den bekannten Ablaugevorgängen, die schon oft von sich reden machten. Sie führen bisweilen zu geradezu katastrophalen Senkungsercheinungen.

Kennzeichnend ist auch die tiefegehende Beeinflussung des Wasserhaushalts der Landschaft, da der Wasserbedarf des Bergwerkes in einem räumlich über das Gebiet des Betriebes weit hinausgehenden Umfange sich geltend macht. Häufig sind Senkungen des Grundwasserspiegels die Folge. Zuweilen machen sie einige Meter aus, es sind aber auch Ausmaße im Hundertfachen beobachtet worden.

Weist sind es fruchtbare Felder, die durch den Bergbau der landwirtschaftlichen Bearbeitung entzogen wurden, so besonders an der Ruhr und in Mitteldeutschland. Dazu kommt die Beanspruchung des Waldes, da der Bergbau — früher noch weit mehr als heute — erhebliche Mengen Holz verbraucht. Solange die Betriebe ihren Daseinszweck erfüllen und Werte aus dem Schöße der Erde herausföhlen, dienen sie eher zur Verbesserung als zur Verschlechterung unserer Zahlungsbilanz. Aber es trauert nicht nur das Auge, sondern auch der Magen angesichts der Oeflächen und der Trichterfelder, die sich um die Ruinen der verlassenen Bergwerke anlagern ausbreiten. Ein Pflaster für diese schmerzlichen Wunden hat sich noch nicht finden lassen.

Dieser Vorgang gibt uns zu denken Anlaß. Noch des findet sich das junge Vögelchen im Ei, und zwar unter dem Leib der Mutter, also in völliger Dunkelheit. Es arbeitet an seiner Befreiung und läßt lebhaft instinktiv sein Stimmchen hören. Ebenso instinktiv nimmt es den Warnruf hin, der es so lange zum Schweigen veranlaßt, bis die Mutter durch einen veränderten Ruf andeutet, daß keine Gefahr mehr besteht.

Es ist an sich erstaunlich, wie groß die Zahl der Laute und Lautgruppen eines Huhnes ist. Schon das Huhn verfügt nach meinen Beobachtungen innerhalb der ersten Woche über 7 bis 8 angeborene Laute, die erwachsene Hühner über 13, der Hahn über 15, darunter allein drei verschiedene Warnrufe. Um zu erfahren, ob etwa einige Laute durch Nachahmung entstehen könnten, habe ich Hühner wie Hühner als Einzelstiere aufgezogen, jedes für sich. Diese konnten mit keinem Huhn zusammenkommen, und es zeigte sich, daß selbst das ohne Vergesellschaftung aufgewachsene Tier zur gegebenen Zeit sämtliche Laute hervorbrachte.

So viele Laute wie die Hühner haben selbst höhere Säugetiere nicht immer (wie beispielsweise Pferd und Kaze usw.), woraus hervorgeht, daß die Sprache der Tiere mit der Intelligenz derselben im allgemeinen nichts zu tun hat.

Mancher den Dingen ferner Lebende dürfte vielleicht zu der Annahme neigen, die einzelnen Sprachlaute der Tiere wären ziemlich belanglos für sie und hätten vielleicht keine besondere Bedeutung. Dem ist durchaus nicht so. Wie jeder Hundebesitzer weiß, ist es etwas anderes, ob der Hund bellt, heult, miault, jault, knurrt, brummt oder mauzt. Denn in der Tat liegen allen diesen Lautformen auch ganz bestimmte Gefühlsvorgänge, Empfindungen, Wahrnehmungen oder auch entsprechende Mittelungsformen zugrunde. (Winken des Huhns ist so einfach, im einzelnen Falle ohne weiteres richtig zu entscheiden, also beispielsweise, ob es sich um eine reine instinktive Art des Mittels oder um eine gewollte handelt.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Tiere eine Sprache, ihre spezifische, von der menschlichen verschiedene Sprache haben, die sie unter sich verstehen. Jede Hühner untereinander, den Lauten vom Warnruf des Huhnes. In ersterem Fall kommen sie eifrig mit folgendem Hühner laute herbei, in letzterem stoßen auch sie diesen Ruf auf ihre Art aus, stoßen auf, äugen nach oben oder nach den Seiten, strecken die Flügel hoch usw. Kommt die Hühner gadernd aus dem Nest, dann eilt in der Regel der Hahn, sogar ohne sie gesehen zu haben, dem Stall zu und rauft sie heftig an. (Gemeinlich Wurmeltiere, Seehunde reagieren augenblicklich auf das Warnsignal des Wächters, erheben sich panisch, die andern verschwinden in ihre Höhle, und die Seehunde tauchen unter.)

Aber nicht nur der Artgenossen wie hier handelt es sich um das Verstehen der Sprache, sondern auch bei Artverschiedenen untereinander. Vorzüglich die Freiklaute der Hühner können guttural, auch die Enten, Tauben und Sperlinge auf den Futterplatz zu locken, und wenn hoch oben in der Luft eine Schwalbe von einem Raubvogel verfolgt wird und ihre Angstschreie ausstößt, dann lassen Gänse wie Hühner, aber auch Gänse, Warnrufe ertönen, Alarmengel werden aufmerksam, und die Schwalbe nehmen die Verfolgung des Räubers auf. Ein munter sehr bewegtes Bild, namentlich der alarmierten Schwalben und anderer Vögel.

Wie übrigens nicht die Frage nach, ob die Tiere auch unsere Sprache verstehen? Gemeint können selbstverständlich nur die Haustiere sein, allen voran der Hund. Tatsächlich versteht er eine ganze Anzahl von Worten, wie die Namen von Familienmitgliedern, Worte für Spaziergängen, Fressen, für Halsband, Ketten, Bezeichnungen für andere Tiere und als spezieller Vernehmigung noch einiges andere.

Da aber unsere Sprache nicht nur aus einer großen Anzahl von Dingwörtern, sondern auch aus einer noch größeren von anderen tagtäglich von uns gebrauchten Wortgruppen besteht, so wird die Behauptung, der Hund verstehe jedes Wort, das man zu ihm spricht, alsbald hinfällig. Nichts spricht für ein solches Urteil. Viel verstanden nur zu oft, daß wir unsere Worte und Gebärden mehr oder weniger bewußt auf das Tier abpassen. Jeder, der zum Hund freundlich spricht, nimmt einen entsprechenden Tonfall und aufmunternde, freundliche Gebärden an. Wenn wir ihn liebholen, dann sprechen wir nicht mit tiefer Stimme. Tadeln wir ihn ernstlich, dann haben wir nicht nur einen schroffen und harten Tonfall, vielmehr begleiten wir auch (unwillkürlich) unsere Worte mit schroffen Gebärden. Tonfall und Gebärde sind für den Hund munter zu bestimmend, daß er auf den Jubel unserer Worte überhaupt nicht achtet.

Ich habe schon oft mit verschiedenen meiner Hunde und auch mit anderen den Versuch gemacht, unter lebhaften Gebärden sowie freundlichen Worten in einer Sprache mit ihnen zu reden, die überhaupt nicht existiert, und erfahren, daß diese augenblicklich zusammengestellte Sprache sie recht munter machte, sie schwänzten um mich herum und übten anderen Hundebrauch. Sprach ich dieselben, den Tieren unverständlichen Worte hart und scharf und begleitet von entsprechenden Gebärden, dann erreichte ich das Gegenteil. Sogar ich zu meinem gegenwärtigen Hund, mit freundlichen Gebärden begleitet, er wird erschrocken oder vernichtet werden, dann wird er lustig gestimmt, und spreche ich zu ihm laut und harten Tones, „du wirst nicht erschrocken oder nicht vernichtet werden“, wobei ich das „nicht“ besonders betone, so zieht er den Schwanz ein und schleicht traurig von dannen.

Ob die Tiere Vokale und Konsonanten wie wir haben und wie diese auch richtig wiedergeben, ist durchaus keine ausgemachte Sache. Unser Ohr ist für derartige Dinge recht wenig ausgebildet, zumal wir uns nicht die Mühe geben, uns von der Tradition loszumachen, und gewöhnlich alles so hinnehmen, wie es uns erzählt wurde oder wie es in den Büchern steht. Im Grimm lesen wir beispielsweise alle innerhalb der deutschsprachigen Länder für das Sträßen des Huhnes „Kikeriki“, „Kikeriki“, „Kikeriki“ (offr.) und „Gigeriki“ (tirolisch).

Solche Niederschriften mögen wohl auch zur Befestigung dessen beitragen, was dem einzelnen von Kindheit an durch mündliche Ueberlieferung schon geläufig ist. Ich glaube, es fällt selten jemandem ein, solche Lautgebungen wie das Sträßen des Huhnes nachzuprüfen. In anderen Ländern mag es ähnlich sein. Für den Russen klang der Hahn „Kukuriku“, für den Franzosen „Coquerico“, für den Ungarn „Kukuriku“ usw. In der Gelschichte wollen wir ein „K—“ hören, und die Laute der verschiedenen unserer Vögel schreiben wir in den einzelnen Gegenden Deutschlands ganz verschieden nieder, wie auch im Ausland größte Unterschiedlichkeit nach dieser Hinsicht herrscht.

Das alles deutet auf große Subjektivität unserer Auffassung hin, aber auch auf allseitige Täuschungen unserer Ohren. Auch vermögen wir den tierischen Lauten nicht richtig genug zu folgen, und obendrein vermögen wir sie nicht lange oder überhaupt nicht im Gedächtnis zu behalten. Aus solchen Erwägungen heraus kam ich auf den Einfall, die tierischen Laute unter Zuhilfenahme einer hochwertigen Apparatur auf optischem Wege, der zugleich der allein objektive sein kann, zu erforschen. Da die auf der Apparatur sichtbar gemachten Laute zugleich automatisch photographiert und auch reproduziert werden können, so ist ein Studium solcher ohne weiteres auch durchführbar. Es werden menschliche Laute (Vokale und Konsonanten) mit tierischen und tierische mit tierischen verglichen. Der Erfolg ist infolgedessen geradezu überraschend, als munter vom Tier ein Vokal wird seiner hervorgebracht wird als von mir, einem Sänger und Phonographen.

An Dingen von Tieren, von hochstehenden Sängern bis zum Frosch herunter, konnte ich feststellen, daß sie be-

Arbeitslose haben leider viel Zeit



Oben: Beim Skatenspiel. Unten: ein schwieriges Schachproblem wird gelöst.

Arbeitslosigkeit, das ist nicht nur die Bitternis, kein Geld zu haben, sondern noch mehr die Tragik, über unendlich viel Zeit zu verfügen, die man nicht nützen kann.

Das Spiel ist dann oft die einzige Möglichkeit, um über solche Stunden hinwegzukommen. Wann werden endlich bessere Zeiten kommen, in denen die Arbeit all denen, die sie suchen, wieder die Grundlage ihres Lebens sein wird?

Die Sprache der Tiere

Von Prof. Dr. Bastian Schmidt-München.

Die Welt wäre um ein gut Teil ärmer, würde den Tieren die Stimme verfallen sein. Einen kleinen Vorgeschmack vom absoluten Schweigen in der Natur erhalten wir bereits im tiefsten, versteinerten Winter, wo eifige Kälte den Atem demmt. Immerhin vernehmen wir noch Ammel, Fink und Meisen, Krähen, Elstern, Gähler und einige andere, wenn auch nicht in dem stimmungsvollen Umfang der übrigen Jahreszeiten. Auch hören wir das Wachen, Wehern, Blöfen, Gähnen, Krähen, Schnattern und Klappen unserer Haustiere.

Wie aber, wenn die Tiere überhaupt stumm wären? Dann müßten sie uns nahezu als Automaten erscheinen, unsere Anschauung von diesen Wesen müßte sich ganz anders gestalten. Auch würde der gefühlsmäßige Anteil an der Natur durch die Ausschaltung der uns vom Tier ausgehenden Gebührendeindrücke stark abgemindert werden.

Im übrigen ist die Gabe der Lautäußerung durchaus nicht allen tierischen Wesen eigen, sie erstreckt sich der Hauptache nach auf verhältnismäßig wenige Klassen vor allem auf die Säugetiere und Vögel. Dann erfolgt bereits eine starke Abnahme der Laute, denn die anderen mit einem Resthof ausgestatteten Tiere, die Reptilien und Lurche, haben nicht nur eine bedeutend geringere Anzahl von solchen zur Verfügung, sie sind nicht einmal alle in der Lage, sich stimmlich zu betätigen. Das „Geigen“ der Heuschrecken und „Gippen“ der Grillen, das „Brummen“ und „Summen“ von Käfern und Bienen erfolgt bereits auf mechanischen, rein äußerlichen Wege durch ganz bestimmte Apparate oder durch Flügelgeräusche. Und damit ist auch schon so ziemlich alles ausgeklopft, was einen Laut zu geben vermag.

Weitans den größten Umfang von Lauten besitzen die Vögel. Abgesehen vom Gesang äußern sich viele stimmlich in den verschiedensten Gemüts- und Gefühlslagen: im Fraß, im Kampf und Gefahr, im Schmerz und im Wohlbehagen und nicht zuletzt ihren Kindern gegenüber.

Dem Vogel allein ist es vorbehalten, schon vor seinem Eintritt in die Welt Laute hervorzubringen, zu piepen, ehe er dem Ei entküpft, und zu schreien, wenn ihm dort Schmerz widerfährt. Das weiß jeder, der Hühner, Enten oder Gänsefinken von der Glut oder vom Apparat bedrückt sieht, wie es auch der Forscher bekannt ist, daß verschiedene andere Vögel schon in diesem Stadium in einem Kontakt mit ihrer Mutter stehen, obwohl sie diese noch gar nicht sehen können. Vernimmt ein solch piependes Tierchen in der Eile seine Mutter, dann hört das Piepen sofort auf. Das Junge bleibt so lange schweigend in seinem Gefängnis, bis die Alte durch eine andere Art von Lauten die Veränderung der Lage gewissermaßen anzeigt.

...wieder, was unter demselben Namen bekannt ist, aber auch Konsonanten besitzen, die mit den ungenannten übereinstimmen.

So haben also die Tiere wohl sprachliche Elemente, aber sie vermögen keine Worte zu bilden, keine Kontexte und noch weniger abstrakte. Es fehlt ihnen die Befähigung, sprachlich tätig zu sein, denn die Sprache liegt auf dem Gebiet der Geistigkeit, und hierin liegt eine große Lücke zwischen Mensch und Tier.

Die Zukunft des Segelflugs

Ein volkstümlicher Sport von morgen.

Von Gordon England,
Vorstand des Britischen Segelfliger-Verbandes.

Die Welt verlangt in zunehmendem Maße schnelle und leistungsfähige Verkehrs- und Beförderungsmittel. Daher wird die Luftfahrt eines Tages neben der Schifffahrt eine der größten Transportgewerbe bilden. Damit aber das „Luft-Beizertum“ möglichst rasch anbricht, muß die Menschheit für das Flugwesen Verständnis bekommen; um dieses zu fördern, gibt es kein billigeres, wirksames und geeigneteres Mittel als das Segelfliegen.

Segelfliegen gehört zu den erfreulichsten sportlichen Betätigungen. Daneben trägt es in unvergleichlicher Weise zur Entwicklung des Flugwesens überhaupt bei. Die Kenntnis der meteorologischen Verhältnisse, der Luftströmungen, ihrer Bewegungen und Schwankungen und wie man sie sich dienstbar macht, kann der Flieger auf keine andere Weise besser erwerben. In einzelnen Ländern — so viel ich weiß, in Italien — gibt die Ausbildung im Segelflug zum Lehrplan aller Fliegerschulen. Mit der Zeit wird dies hoffentlich die Regel und nicht eine Ausnahme bilden.

Die Leistungsfähigkeit unserer modernen Flugzeuge ließe sich nämlich wesentlich steigern, wenn die Grundzüge des Segelflugs auch bei der Benutzung von Motorflugzeugen angewandt würden. Man könnte Propellerkräfte sparen, größere Kabinenkapazitäten gewinnen und eine weitere Strecke in ununterbrochenen Flügen zurücklegen. Bedenken wir, daß ein Segelflugzeug heute schon eine Entfernung von über 200 Kilometern bewältigt, dabei auf und absteigt, jede Luftbewegung ausnützt und dabei die ganze Zeit in der Hand seines Führers bleibt, so können wir die sich in Zukunft noch ergebenden Möglichkeiten uns ungefähr ausmalen. Daß man sich über diese Klarheit ergibt, sich aus den ungeheuren Fortschritten, die der Segelflug in Deutschland, Amerika und Frankreich gemacht hat. Vor allem in Deutschland steht er im Begriff, zu einem Nationalport zu werden. Fliegerschulen, in denen Hunderte junger Leute im Segelflug unterrichtet werden, gibt es schon seit Jahren. Das Wissen und die Erfahrung, welche die deutschen Pioniere des Segelfluges sich erworben haben, geben sie an die jüngere Generation weiter, und heute hat man im Reiches größeres Verständnis für die Bedeutung der Luftfahrt als in irgend einem anderen Lande. Es ist auch kein Zufall, daß Deutschland z. B. nach der Ansicht mancher fundigen Flieger die einfachsten und am leichtesten zu bedienenden Kleinflugzeuge auf den Markt bringt.

Im Vergleich zu den Betriebskosten eines Kleinflugzeuges stellt sich das Segelfliegen nahezu umsonst; in Erkenntnis der Wichtigkeit dieses Umstandes geben Deutschland und Frankreich für seine Förderung jährlich Beihilfen. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Maßnahme läßt sich nicht streiten. Das Flugwesen wird zweifellos zu einer der größten Weltindustrien werden, da es ein schnelles und billiges Beförderungsmittel liefert, das keine kostspieligen Ansprüche, wie Straßen- oder Eisenbahnanlagen, stellt. Es ist ferner bezeichnend, daß sich in den letzten zehn bis zwanzig Jahren, in denen sich der Segelflug in Deutschland entwickelt hat, kaum ebenso viele tödliche Unfälle ereignet haben, als in der gleichen Zeit der Luftfahrt in anderen Ländern. Verschiedene davon betrafen erfahrene Flieger, die sich vielleicht ein wenig zu sicher fühlten und, weil sie ein gewöhnliches Flugzeug zu führen verstanden, auch ein Segelflugzeug glauben lenken zu können. Wenn daher die Führer von Verkehrsflugzeugen gewisse Kenntnisse im Segelflug besitzen, so muß das unbedingt zur Erhöhung der Sicherheit des Motorfluges beitragen, während zugleich die Kosten für Treibstoff, Öl und dergleichen nicht unerheblich sinken.

Mehrere bekannte, erfahrene Flieger haben mir übrigens gelegentlich erzählt, daß sie sich zuweilen die Luftströmungen und Lehnstöße hätten nützlich machen und so Benzin sparen können. Wie viel größer wären die Vorteile gewesen, falls die Betreffenden im Segelflug ausgebildet gewesen wären.

Der Segelflug hat aber noch weitere Vorteile. In einem solchen Flugzeug fliegt es sich erheblich besser und angenehmer als in einem gewöhnlichen Motorflugzeug. Es gibt keinen lästigen Lärm, keinen dauernden Atemraubenden Luftzug von den Propellern, keinen der anderen Nachteile des Motorfluges — wohl aber alle seine Vorteile. Denn ein erfahrener Segelflieger hat die Maschine besser in der Gewalt als ein Motorflieger die seine, und er kann an Orten landen, die jenseitig unbedingt zum Verhängnis werden müßten. Wie sicher sich ein Segelflugzeug lenken läßt, geht daraus hervor, daß vor einiger Zeit auf dem rings um das deutsche Fliegerfeld umgebenen Flugplatz Garmisch der deutsche Flieger Kronfeldt zu einem Fluge aufstieg, mehrere Stunden in der Luft blieb und dann wieder landete. Der längste Flug in einem Segelflugzeug dauerte in W. am 21. Stunden.

Zunehmend hat man auch schon Segelflugzeuge gebaut, die einen Fahrgast befördern; mit einer weiteren Entwicklung in dieser Richtung ist zu rechnen. Wir können nach dem heutigen Stande des Segelflugs bald allgemeine Anerkennung finden, wenn auch als unerschöpfliche Ergänzung zu anderen Formen des Fliegens über den Kanal wurden bereits ausgeführt. Die Entwicklung in England geht in letzter Zeit mehr dahin, das bisher Geschaffene auszubauen und zu vertiefen, als es in die Breite zu entwickeln. In wenigen Jahren aber schon wird Großbritannien, angeführt durch das Beispiel Deutschlands und der Vereinigten Staaten, den Vorsehung, dessen sich diese beiden Länder heute noch erfreuen, beträchtlich vermindern, wenn nicht völlig ausgleichen.

Fremdenführerhumor

Von Anton Mally.

Der Fremdenführerhumor entspringt wohl meist komischen Einfällen und Volksbeobachtungen gewisser Kuriositäten einer alten Stadt. Noch im Vormärz konnten selbst gelehrte Leute manch altes Stadträtsel nicht deuten, und so half man sich aus der Verlegenheit mit allerlei meist eingebürgerten naiven Erklärungen. Derlei originelle Volksbeobachtungen erfreuen sich unter einem gesunden Humors, der in der modernen Fremdenführung neben gelehrten Denkmalerklärungen als willkommenes Gemütsauflockerung des Reisenden empfunden werden kann.

Besonders beliebte witzige Kuriosa sind die vielen Trübsal- oder Reibstöße und ähnliche Fragen, die in alten Städten als Wahrzeichen an Rathhäusern, Kirchen und Türnen jedem Fremden gezeigt werden. Für diese oft eigenartigen Einbildungen mit ihren herausgestreckten Zungen oder ihren schielenden Augen hat der Volkshumor fast überall seine witzige Erklärung gefunden. Entweder haben sie einen komischen Namen, oder es wurde ihnen irgend ein Schwanz angehängt. Mitunter hat man sie auch mit Reimen bedacht, wie dies z. B. bei den verschlungenen Brücken des Rheins der Fall war. Der Schnapphans am Rathaus zu Regensburg ist die Festscheibe kräftiger Studentenwitze seit jeher gewesen. In Köln muß den Fremden der Gabel und der Galle der im Museum untergebrachte Saaloffen gezeigt werden. Gelungene Wahrzeichen sind auch der Mann am Rathaus zu Koblenz und der Ball zu Basel, der Mann an der Festungsmauer zu Wiesbaden.

Vor dem Ganerker verläuft das im Jahre 1886 entdeckte Denkmal der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Wilhelm sitzt und liest ein Buch, während Jakob stehend leicht über ihm gebeugt ist. Diese Stellung erinnert den Eindruck, als ob Jakob seinem Bruder etwas sagen wollte, was die Veranlassung zu einem örtlichen Volkswitz gegeben hat. Jakob soll nämlich zu seinem Bruder sagen: „Du, Wilhelm, ich will ich auch einmal so.“ Ein gelungener Fremdenführerhumor wurde für den Josesbrunnen aus dem Jahre 1804 am Wiener Graben erfunden. Das Brunnensteinbild stellt den heiligen Josef dar, der die Stammbäume erläutert, die das Jesuskind offen vor ihm hält. Auf der Rolle sind einige Kronen eingezeichnet, unter der obersten Krone ist deutlich David zu lesen. Das Volk konnte sich diese klassische Darstellung aber nicht recht erklären, und so entstand die witzige Erklärung des Steinbildes, daß das Kind den Mann fragt: „Vater, was bedeutet das?“ worauf ihm dieser antwortet: „Ja, mein Kind, das weiß ich selber nicht!“

Im Schloß von Charlottenburg müssen die Besucher die Gemächer mit dazu hergestellten großen Strohphantomseln bestreiten, die am Schluß der Wanderung wieder abgelegt werden. Der Kassellan ist allemal so liebenswürdig, die Fremden aufmerksamer zu machen, daß ihnen nun die besondere Ehre zuteil wird, das Schloß in Hauschuhen zu durchwandern. Ein geschultes Lächeln sichert ihm den unbedingten Erfolg seines Witzes.

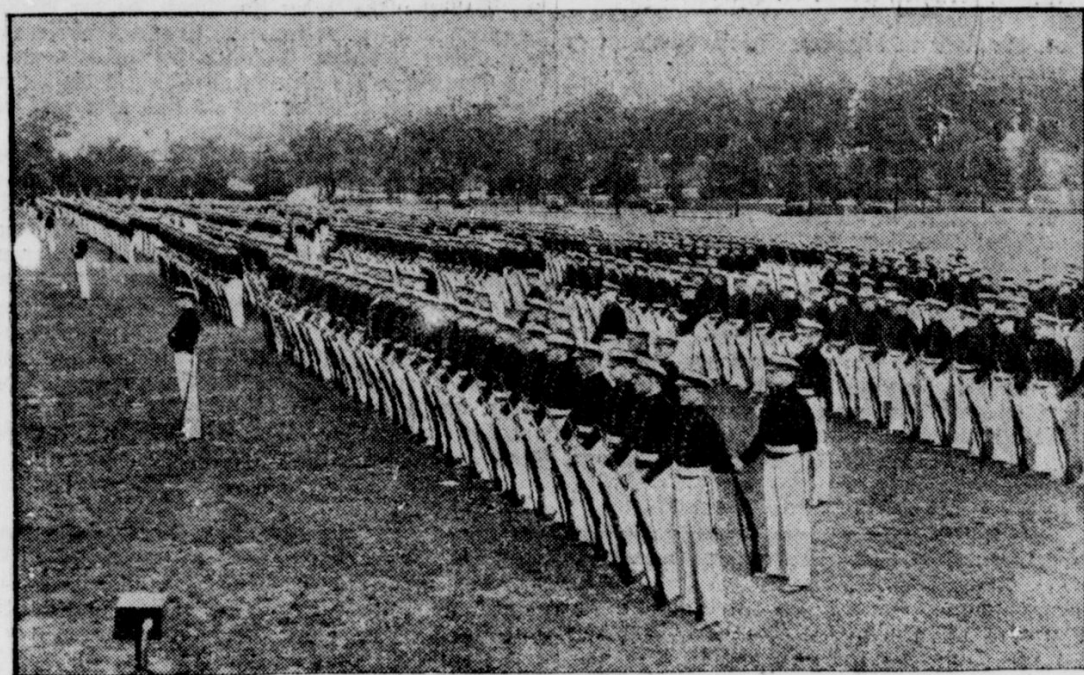
Im Gang des Bankeffsaales der Wartburg sind die Lebensalter durch charakteristische Tierbilder veranschaulicht, die zweifelslos nachdenklich erheitern wirken, aber im Mittelalter ziemlich verbreitet waren. Der Burgwart macht daraus Volkshistorie und gibt als Erklärung zu diesen Fresken die Geschichte eines humorvollen Mörsers, der hier auf den Einfall

kam, die Lebensalter auf diese spöttische Weise zu charakterisieren. Als Sinnbilder des Mannes sind für die zehn Jahrzehnte folgende Tiere zu sehen, die hier spottisch drollig gemalt wurden: Kalb, Ferkel, Stier, Ziege, Fuchs, Wolf, Hund, Rater, Fledermaus, Schmetterling, Besondere scharf ironisiert zeigen sich die Lebensalter der Frau: Kuckuck, Lärchen, Elster, Pfau, Henne, Gans, Geier, Eule, Fledermaus, Schnabellotter, Fledermaus. Es ist selbstverständlich, daß diese Sinnbilder zu treffenden Bemerkungen verleiten müssen, was der liebenswürdige Burgwart auch immer zur Freude der Besucher in ausgezeichneter Weise beibringt.

Rätselhafte Grabsteinbilder erhalten oft die merkwürdigsten Deutungen. Ein Kamm Gottes wird für einen Hund gehalten, was vollkommen genügt, um dazu die Sage vom Grabmal eines Toten mit einem Hundstopf zum Besten zu geben. Sonderbare Familiennamen auf Grabsteinen haben seit jeher Veranlassung zu humorvollen Einfällen. Im Kloster Eberbach ist die Gruft der fränkischen Adelsfamilie von Teufel. In der Kirche werden den Fremden die Denkmäler eines Konrad von Teufel und seiner Mutter Mathilde gezeigt, wozu der Kassellan Wit immer wieder erhalten muß: „Hier liegt der Teufel und seine Mutter.“

Nicht besser erging es dem in Leipzig verstorbenen schwebischen Obristen Jögen, genannt Mantuffel, der im Jahre 1642 vor der Stadt tödlich verwundet wurde. Sein Beiname war die Ursache, daß man in dieser Kirche von allerlei Spitzgeistigkeiten zu erzählen wußte. Die Gruft, in der Mantuffel mit anderen Kameraden beigesetzt wurde, hieß das Teufelsloch, über das solche Scherensprüche umgingen, daß die Behörde genötigt war, die früher zugängliche Gruft zu vermauern.

Amerikas künftige Admirale in Reich und Glied



Die neu eingetretene Seekadetten mit aufgestellten Bajonetten in Paradestellung.

Alljährlich im Juni veranstaltet die größte amerikani-

nische Kadettenanstalt Annapolis eine große Parade, bei der die neu eingetretene Kadetten zum ersten Male ihre frisch erworbenen Kenntnisse der Öffentlichkeit zeigen können.

Feuer im Moor

Von Wilhelm Hochgrebe.

In keinem Jahre konnten sich so viele Kreuzkotteln zu gleicher Zeit auf den dünnen Salmen am Moorgraben, wie an jenem Sommertage.

Kein Lufthauch regt sich, die Sonne wirft ihren warmen Schein auf das Moor und jagt die letzte Feuchte aus dem Boden. Ein grüner Raubfänger, der wie ein Opal schimmert, läuft hurtig über den Weg. Dem Brauchvogel aber ist es heute zu schwül, sein „Moi“ ist matter als sonst. Schläfrig blickt auf dem Firt der Viehhütte der Bursch. Kein Wölkchen trübt das klare Blau des Himmels. Nur ganz hinten, am äußersten Rande des Moores, ist eine leichte, graue Wolke sichtbar. Aber sie hängt nicht am Himmel, sie steht auf der Erde, fest und wird mählich höher. Ein Köhler wird seinen Weiler angezündet haben, oder der Schiefer macht den Buchweizenreife warm. Indessen — die Rauchfäule wird höher und höher und nimmt auch am Umfang zu.

Ich stehe auf einem Sandbühl, in den der Fuchs seinen Bau gegraben hat. Ich sehe mir alle Mörgen an und finde vor ihnen viel Lösung, Federn, Knochen, eine zerkaufte Hühnerfleisch. Wie ich wieder aufstehe — heiliger Himmel — aus dem grauen Wölkchenmatten ist eine umhobende, schwarze Rauchfäule geworden, die immer höher, immer schwarzer wird und sich nun auch langsam vornwärts schiebt. Brennt dort der Wald? Ich renne nach dem nächsten höheren Hügel, der mir bessere Umschau gestattet.

In der großen Nierenformung ist der Feuerherd. Ein Glanz nennt ich, daß kaum ein Windhauch geht. Die ganze, rund 500 Morgen umfassende Schöpfung würde in kürzester Zeit von den Flammen verschluckt werden. Nierenförmig des Moores mühen unter dem Gluthauch des sich über sie hinwälzenden Feuers sterben. So aber frigt es sich nur langsam fort.

Die Ausdehnung des Herdes nimmt trotzdem erschreckend zu; die Rauchfäule klettert in den Himmel.

Fast dreitausend Meter mögen mich von dem Brande trennen; zudem liegen breite Moorgraben zwischen meinem Hügel und der brennenden Schöpfung. Was bedeuten auch ein paar Menschenhände gegen den Nierenbrand, der sich dort entwickelt! Soll ich Leute holen? Ueber eine Stunde Fußwegs bin ich vom nächsten Gehöft, über zwei Stunden vom nächsten Dorfe entfernt. Soll ich dort hinein, um Feuerlärm zu schlagen? Der Moorbrand klettert sich selbst weithin an. Wenn der Müller aus der Tür seiner Mühle dort auf der Höhe jenseits des Moores schaut, sieht er die Rauchfäule, und er wird die Dörfler in Bewegung bringen.

So sinnend, stehe ich auf meinem Sandbühl. Da, die hohe Rauchfäule flucht mitten ein, dann nach unten. Legt sie ganz um und zieht sich lang ins Moor hinein. Wind! Er geht mit dem Qualm im Boden, drückt ihn auf den Boden und jagt ihn vor sich her. Ich höre, wie er sich nach mir wagt, wie er nach mir tanzt. Der Qualm erreicht meinen Hügel und treibt mich fort. Ich verlaufe, der Brandfelle näher zu kommen. Im tausend Meter gelangt es mir, dann gedeutet ein breiter Graben meinen Schritten Halt. Ich gehe auf einen Hügel, der weiten Fernblick ermöglicht. Von vor dem brennenden Teil der Schöpfung hat der Brand verschlungen; beiführend wagt er sich tief ins freie Moor hinein, dessen dichte Kraut ihm schnell zum Fraße wird.

Tunkle Punkte sehe ich hin und her eilen: Ahe, Virel, Wildpaparden flackeln angestrichelt durch die fließenden Rauchwolken; Vogelkugeln, die ich noch nie hörte, hallen aus der sternen Luft. Der Moorbrand leuchtet meine Gnade.

Wohin der Wind will, führt der Brand sich vor. Er packt den Nierenmoorbrand und verwandelt ihn in wenigen Sekunden in ein schwarzes, brennendes Gerippe. Ueberall liegen

Flammen hoch, um wieder zu verschwinden, unter dem Rauche vorzudringen und neue Opfer zu suchen. Wo ein breiter Wassergraben dem Brande ein Hindernis entgegenstellt, gibt's ein Hin und Her; da quirt der Qualm durcheinander, bis der Wind mit schneller Hand Gluthauch aufs andere Ufer wirft, und weiter geht dann die Vernichtung. Hochauf flackern jetzt die Flammen aus dem Rauche; Dörfler Lorchhäuser, den er im heißen Selbststich nicht mehr ablesen konnte, ist gefaßt. Seine brennt er gut. Auch der Bienenzang wird verschluckt. Das ganze Moor vor dem Winde ist im Rauch gehüllt, bald dick, bald dünn; das geht danach, was das Feuer gerade vorhat.

Stunden verbringe ich auf meinem Hügel, einsam, und schaue mir geteilten Empfindungen in das Qualm- und Feuermeer, sehe das geglückte Wild und die Vogel raun. Ich kann nicht helfen, so wenig wie die paar Männer, deren wichtige Fendarmel mein Auge doch hinten aufleuchten sieht. Es scheint aber, als wenn der Rauch schwächer wird. — Ja, die breite Becke hat dem Feuer wohl Halt geboten. Immer dünner wird der Rauchmantel überm Moor.

Braun und gelb und grün war es, als ich herkam. Jetzt starrt es mich schwarz an. Kohlige, schwarz glühende oder sehr leicht rauchende Heidefengel ragen auf, Flammen jünger noch hier und dort empor. Wo aber Lorch liegt, loht es stärker, und das sind weite Strecken.

Wenn das ausgedörrte Moor brennt, brennen nicht allein Salme und Holz, dann brennt auch der Boden, und wenn Stengel und Aste längst verzehrt oder tot und erkalte sind, dann glimmt und raucht die torfige Erde noch tagelang, wochenlang, bis sie unter dem ersten starken Regen zusehend erlischt.

Leunzig giebt der Jäger über den toten Grund. Weite Strecken sind für die Jagd vorerst nutzlos.

Aus dem Schieferlaren aber grinst am Morgen nach dem Brande ein verwitertes, hageres Gesicht. Im nächsten Frühjahr gibt's gute Weide.

Der Schmetterlingsfänger von Dingsda

Von Hans Fischer-Hermannsburg.

Das Geheimnis, das sich um die Sage vom Rattenfänger von Hameln raut, ist noch ungeklärt. Vielleicht aber liegt doch irgend eine wahre Begebenheit hinter der so labelschimmernden Erzählung. Es liegen nämlich neuere einwandfreie Untersuchungen vor, die zu der geradezu unwahrscheinlichen Annahme berechtigen, es sei durch einen kleinen Unfuglich möglich, ganze Schwärme von Schmetterlingen heranzulocken, also statt eines Rattenfängers ein Schmetterlingsfänger sich her zu ziehen. Ueberdies ist eine solche Begebenheit noch viel zu bedenklich; denn vor dem Rattenfänger, für den ist es sehr leicht, bestimmte Schmetterlinge viele Kilometer weit heranzulocken, und sie kommen; sie müssen kommen. Denn die flackernde Nacht padt sie, zerrt sie, läßt sie nicht mehr los; die Nacht der Liebe. Jederlich dagegen die paar Millionen Volt oder Federkräfte der Technik, mit deren Hilfe im wahren Sinne des Wortes kein Hund hinter dem Ofen hergelaufen werden kann, gestalten gegen die Großmacht der Liebe, mit der ich spielend meinen Fänger über Meilenferne her an einen mir genehmen Ort zu zwingen vermag. Unlösbarkeit? Gänzlich unmöglich. Waschen wir den Versuch!

Um die Zeit des jungen Buchenlandes gehen wir in den Wald, um die Stunde, da der Mittag das grüne Reich

werden lagt und die Vogelstimmen jammern; denn nur dann läßt sich jener Schmetterling sehen, dessen seltsames Treiben wir kennen lernen wollen. Auch er hat seine Stunde wie alles Leben sonst, und es wäre nicht schwer, aus dem Aufstauen und Verschwinden der Tiere, aus dem Sichentfallen und Schließen der Blumen, aus Anfang und Ende des Vogelzuges eine Waldbuhr zusammenzustellen, die recht genau „ginge“. Wir haben jetzt Mittag, und da ist im Buchenwalde die Stunde „Nagelfled“; denn so heißt unser merkwürdiger oderfarbener, und ziemlich großer Schmetterling, der um die heiße Tageszeit unruhig umherfliehet. Sein merkwürdiger Name geht auf die eigenartige Flügelzeichnung zurück, die einen blauen, violetten, innen schwarzen Augenfleck darstellt; in die Mitte ist eine nagelähnliche, T-artige Zeichnung hineingemalt. All diese oderfarbenen Falter sind aber Männchen, die nur zu ihrer Stunde fliegen. Deswegen ist es ratsam, schon vor der Mittagszeit nach dem ganz anders aussehenden Weibchen zu suchen; denn gerade dieses brauchen wir, um unser Kunststück auszuführen. Nahe der Erde pflegt es an den Buchenstämmen zu sitzen, und es gehört schon ein aufmerksames Auge dazu, es zu entdecken; denn seine Färbung ist der Buchenrinde täuschend angenähert.

Vorsichtig bergen wir das kleine Fräulein in einer mit Aufschlägen versehenen Schachtel und lassen, das Gefängnis neben uns, die Nagelflederflügel herankommen. Nun brauchen wir nicht mehr ratlos im Moos zu liegen, sondern können die Schachtel in der Hand, unseren Spaziergang fortsetzen; denn schon erscheint ein Männchen, umgarnet uns, und ehe wir uns recht zu besinnen vermögen, sind vier, fünf, acht, zehn, zwanzig dieser keineswegs hässlichen Schmetterlinge um uns. Alle fürcht vor dem Menschen jenseitig. Sie sitzen auf Arm und Hand und Schachtel; immer mehr werden ihrer; sie umschwärmen uns, und wie der Rattenfänger einst aus der Stadt auszog, so können wir in die Stadt zurückkehren, ohne von dem Schwarm verlassen zu werden, sofern wir nicht länger zum Rückweg gebrauchen, als die Nagelflederflügel dauert. Sobald diese verstrichen, ist es für diesen Tag mit dem Gefangen vorbei. Es müßte wirklich wie ein Märchen wirken, wenn solch ein Schmetterlingsfänger, umgarnet von so reichen Faltern durch die Straßen von Dingsda schritte.

Aber wie ist all das möglich? Wittern die Weibchen das schmetterlingbegehrte Weibchen? Wiechen sie es? Oder wie finden sie zu ihm? Um die Antwort zu erleichtern, will ich das Erlebnis eines der berühmtesten Insektenforscher, des Franzosen Fabre, erzählen, der von seinen Beobachtungen derart überrascht war, daß er sie in mehreren umfangreichen Abhandlungen niederlegte.

In seinem Laboratorium war ein Nachtpfauenauge, weibchen aus dem Kofen geschlüpft. Ein Fenster des Arbeitszimmers stand offen. Kaum war der Schmetterling zwölf Stunden alt, als abends um acht Uhr zahlreiche männliche Nachtpfauenaugen im Zimmer umherfliegen, in dem sich das Weibchen unter einer Drahtglocke befand. Dabei war das ganze Haus mit Büschen und Bäumen dicht umstanden. Hierzu kommt noch, daß Fabre behauptet, trotz zwanzigjährigen Aufenthaltes an dem Orte gerade dort das Nachtpfauenauge als nahezu unauffindbar bezeichnen zu müssen. Die Versuche wurden nun allabendlich in der Nachtpfauenaugenstunde von acht bis zehn Uhr fortgesetzt, und der Forscher betont, daß liebebegehrte Männchen von allen Seiten auch mit dem Winde herangeflogen kamen und das Verlock der Gefährtin allseitig antworteten. Fabre verbreitete nun im Zimmer starke Gerüche. Aber diese vermochten die Männchen keineswegs zu beirren. Da sie ja auch mit dem Winde herangeflogen waren und aus zweifellos sehr weiter Entfernung stammten müßten, so konnte es zumindest kein Geruch sein, der sie leitete. Immerhalb weniger Tage hat der französische Forscher etwa 150 zugeflogene Männchen gezählt; eine, wie er selbst sagt, geradezu verblüffend große Zahl. Fabre ließ aber nicht locker. Er stellte weitere Versuche mit einem in der vorigen Gegend nicht heimischen Schmetterling, dem Eichenpinner, an. Am dritten Tage nach dem Ausfliegen lernte Fabre die Eichenpinnerstunde ab nachmittags um drei Uhr festlegen; denn zu seiner Überraschung gewahrte er um diese Zeit vom Garten aus an dem Fenster seines Arbeitszimmers eine Menge Eichenpinnermännchen, die durch den geöffneten Flügel zu der Drahtglocke mit dem Weibchen hindrängten. Von allen Seiten flogen Reuantschömlinge heran. Die Nachprüfung ergab, daß ungefähr sechzig Männchen sich eingefunden hatten. Auch hier zeigten weitere Versuche, daß es nicht der Geruch sein konnte, der die Männchen heranzog. Trotzdem blieb dem Forscher kein anderer Ausweg, als an einen von dem ungenierten sehr verschiedenen Geruchssinn zu denken. Denn damals war das Radio vom Menschen noch nicht erfunden; seit Jahrzehnten jedoch bereits von der Natur, wie uns die aus frühesten Steinzeitaltern erhaltenen Insekten beweisen, die bereits ihre vorzivilisierten Antennen besitzen, mit denen sie auch heute noch die Strahlungen, die Wellenbewegungen aufnehmen, wie sie etwa den Männchen von den Weibchen zugesendet werden; denn das ist das ganze Geheimnis, wie neuerdings Laßpowsky überzeugend nachgewiesen hat: Menschen und Tiere besitzen in ihren Zellen- und Hörorganen Radioeinrichtungen, die sie, wie die Schmetterlinge, in hervorragendem Maße zu verwenden wissen; das Weibchen sendet seine Liebes-Rufe drahtlos aus, und wie immer in solchen Fällen eilen auf Amors Flügel die eifersüchtigen Männchen herbei.

Mutter uns das Rätsel des Schmetterlingsfängers von Dingsda noch seltsam an? Darüber aber lodert doch wie eine ewige Flamme das Mysterium der Liebe. Und nur diese war es, welche alle die merkwürdigen Einrichtungen schuf, für deren Durchführen gar mancher sich sein Leben lang das Hirn zergrübelte; denn gegen die Erfindungskraft der Liebe ist selbst der Rattenfänger von Hameln ein Stümper.

Höhenwanderungen im Schwarzwald.

Zu Beginn der Wanderzeit ist die beliebte Schrift des Badischen Verkehrsverbandes, welche wertvolle Fingerzeige für Wanderungen durch Europas schönstes Waldgebirge, den Schwarzwald, enthält, in neuer Auflage erschienen. Von Jahr zu Jahr wird die Zahl derer, die durch Wanderungen in nordenstärkender Höhenluft und heilkräftiger Höhenfrische die Berge und Hochtäler des Schwarzwaldes Kräftigung der Gesundheit und frohe Erholung für Leib und Seele suchen, größer. Vielen, denen im Laufe der Jahre die schlanken Arme verloren gegangen ist, bringt das Höhenwandern als angenehme Kur mit den natürlichsten Hilfsmitteln die jugendliche und gesundschöne Gestalt wieder. Drei gut markierte, von Norden nach Süden bis zum Hochschnee stehende Wanderwege erschließen die schönsten Ausflugsrouten und anmutigsten Gegenden des Schwarzwaldes. Wunderbare Fernsichten öffnen sich dem Wanderer über die weite Bergwelt des Schwarzwaldes, auf den Ober- und die Vogesen, nach dem Bodensee und den majestätischen Alpen, wenn er in einer durchschnittlichen Höhenlage von etwa 1000 m. i. M. einem der großen, bis zu fast 300 km langen Touristenpfade folgt. Plätschernde Quellbäche begleiten ihn, kristallklare Gebirgsseen laden zum erquickenden Bade ein; mildromantische Schluchten und tosende Wasserfälle wechseln mit den prächtigen Rundblicken von freier Höhe in interessanter Folge ab. Eine Uebersichtskarte der Schrift zeigt den Verlauf der Höhenwege, während im textlichen Teil die Wegestrecken selbst, ihre Entfernungen sowie die Halte- und Pausenstellen, wo Unterkunft und Verpflegung zu billigen Preisen geboten wird, angegeben sind. Die Schrift kann vom Badischen Verkehrsverband, Karlsruhe, Karlstraße 10, kostenlos bezogen werden. Von gleicher Stelle ist auch ein Wegweiser und Hotelführer mit den neuesten herabgesetzten Preisen erhältlich.